

gewissermassen geweckt worden waren: sie hing ihm gleichsam vor Nase und Mund. Er grübelte, seufzte leise und pfiff ganz dünn in den Momenten hoffnungsvoller Reflexionen.

Neugierig und schüchtern zugleich wartete er nach Schluss der Vorstellung in jenem Bühneneingang, von dem er annahm, dass die Fanoche ihn passieren musste.

Als sie dies endlich tat, musste er, sei es aus Verlegenheit, sei es assoziativ, sei es gjułaszkesk, abermals rülpfen.

Die Fanoche, die ihn naturgemäss daran wiedererkannte, näherte sich ihm darob lächelnd und schenkel-sicher: „Du arbeitest gut, mein Freund, Du könntest das jeden Abend machen. Ich würde dir immer ein Billett geben. Willst du?“ Dabei blies sie ihm kokett auf die Nase.

Alois, dessen slawisch-behende Natur sofort erkannte, dass in dieser Offerte nicht nur die Möglichkeit ruhte, das Schneidergewerbe aufzugeben, sondern vielleicht sogar die Fanoche selber, nickte so sonderbar unbeholfen, dass es mehr herablassend, ja fast frech sich ausnahm.

Die Fanoche wunderte sich leicht: „Du heisst?“
„Alois.“

Die Fanoche lächelte seltsam und biss ein wenig an ihrer schweren wildgeschweiften Unterlippe: dieser Name roch für sie absonderlich, neu, lasterhaft, verschlagen. „Und deine Adresse?“

Alois genierte sich, die rue Lepic zu nennen. „Hinterlegen Sie das Billett im Café, bei Robert.“